



Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Rheingauer Bote.

Verlag von Anton Meier in Radesheim a. Rh.

1916. * Nr. 43

Die Ebersburger.

Geschichte aus alter Zeit von Fritz Rigel (Mainz).

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Du kannst die Größe meines Seelenschmerzes ermessen, als mir die verhängnisvolle Kunde ward, als Waltrudis mir den Ring der Treue zurücksandte. Aus allen Himmeln war ich jäh gerissen und hatte nur die eine wütende Begierde, mich an dem Räuber meines Glücks zu rächen. Ich eilte heim und mußte dort erfahren, daß Waltrudis aus dem Schutz der Eltern entwichen war und auf Ebersburg verweilte. Ungefäumt ritt ich dorthin, doch als ich vor der Burg gelangte, fand ich es verschlossen, und von dem Tor-
wache wurde ich abgewiesen, ver-
suchte ich mich zu öffnen, er-
griff mich einem der Wachen, und
ertrug ich zu meinem Schicksal.
— Mein Vater ward von den stürzenden Trümmern des Schlosses erschlagen; ich selbst schlug mich mit einem Häuflein Getreue durch den Schwarm der Feinde. So hatte ich denn alles verloren — die lieben Eltern, Hab und Gut um eines Weibes

willen. Wahnsinniger Schmerz durchtobte mich, und nur der Durst nach Rache hielt mich ab, freiwillig in den Tod zu gehen. Mondenlang irrte ich wie ein Verzweifelter umher und suchte Hilfe auf den nachbarlichen Burgen, doch lernt' ich da so recht die Menschen und die Wahrheit des Spruchs erkennen: Bist du in Not, gehn tausend Freunde auf ein Lot! Alle, die sich einst Freunde der Madenzeller nannten, sie kannten mich nicht mehr und hatten für mein Bitten weiter nichts denn schöne Worte. Nur widerwillig ward mir Gastfreundschaft geboten, denn jeder fürchtete, sich mit den mächtigen Ebersburgern zu verfeinden. Da faßte mich ein Ekel vor der Menschheit, und der Entschluß reifte in mir heran, der schnöden Welt für immer zu entsagen. So ward ich Mönch und fühle mich als solcher glücklich und zufrieden, weil ich mit

allen irdischen Wünschen abgeschlossen.“

Der Erzähler schwieg und erhob sich. — Das sanfte Lächeln, das seine Lippen umspielte, als er nach dem Christusbilde sah und sich dabei betrauerte, bewies, daß dieser Mann in der Tat die Ruhe seines Inneren wieder gefunden hatte.

Welf, der in tiefer Betregung dieser Erzählung gelauscht hatte, sah mit einem Gefühle der Ehrfurcht zu dem Freunde empor, der nach diesem überstandenen ungeheuren Leid einer solchen Überwindung fähig gewesen war. —

Und unwillkürlich drängten sich ihm die Worte auf die Lippen: „Wohl dir, daß du die Seelenkraft besahest, zu überwinden! Ich bewundere dich, Freund Bertold, und beneide dich ob deiner inneren Stärke. Und bist du deinem treulosen Freunde, dem Heinz von Ebersburg, niemals mehr begegnet?“

„Mit Vorsatz hab' ich ihn gemieden!“ entgegnete der Bruder.



Das neue Zentraljustizgebäude in Nürnberg. (Mit Text.)

überlegenen Macht der Ebersburger berannt und verlor. Mein Vater fiel nach heldenhaftem Kampfe, und meine Mutter ward von den stürzenden Trümmern des Schlosses erschlagen; ich selbst schlug mich mit einem Häuflein Getreue durch den Schwarm der Feinde. So hatte ich denn alles verloren — die lieben Eltern, Hab und Gut um eines Weibes

„Als wir im vorigen Herbst die Ebersburger in blutiger Feldschlacht an der Mida niederrangen, sah ich den Heinz zum erstenmal seit seinem Treubruch wieder. Leicht wär' es damals mir gewesen, ihm das Leid, so er mir angetan, blutig zu vergelten, denn zum Tode erschöpft von dem heißen Kampfe, lehnte er an einem Baum, verlassen von den Seinigen. Doch war ich eingedenk des Gotteswortes: „Die Rache ist mein“ und ritt an ihm vorüber. Doch laß uns jetzt von etwas anderem reden, Welf! Hab' ich auch das Vergangene überwunden, so schmerzt mich doch das Erinnern. Was gedenkst du jetzt zu tun? Willst du nach Frankfurt reiten, um dem Rat die Kunde von Herrn Burkhard Vimburgs Mißgeschick zu überbringen?“

„Der Knechte einer mag die Botschaft melden! Ich selbst lehre nicht eher nach Frankfurt zurück, bis es mir gelungen ist, Herrn Burkhard aus der Gefangenschaft zu lösen!“

„So gedenkst du dich zum Waffendienst bei unserem hochwürdigsten Herrn zu melden? So recht — hochwillkommen ist uns ein jeder tapfere Arm!“

Welf schüttelte den Kopf und erwiderte:

„Vielleicht gefelle ich mich euch zu einer späteren Zeit als Waffengefährte, doch jetzt kenne ich nur das einzige Bestreben, Herrn Burkhard zur Freiheit zu verhelfen.“

Überrascht wendete sich Bruder Volker um und fragte langsam:

„Wie aber willst du das beginnen, Freund? Herr Bertold hat dir seine Hilfe doch vorläufig versagt! Gedenkst du denn mit deiner Handvoll Knechte die mächtigen Ebersburger zu bekriegen? Das wäre heller Wahnsinn! Gedulde dich, bis unsere anderen Feinde niedergeworfen sind, dann schlägt gewiß auch den Räubern auf der Ebersburg ihr Stündlein!“

„Darüber geht wohl Jahr und Tag dahin — so lange kann ich nimmer mich gedulden! Nein — ohne Säumen geh' ich an das Werk!“

„Wie willst du aber das Unmögliche vollbringen? Bedenke —“

„Mein Wort hab' ich verpfändet, das Außerste zu wagen!“ unterbrach Welf den mahnenden Freund. „Wohl weiß ich, daß ohne Herrn Bertolds Hilfe mit Gewalt nichts auszurichten ist, drum soll mich List zum Ziele führen, und du, mein Freund, sollst mir mit klugem Räte dazu helfen!“

Einige Augenblicke sah Bruder Volker den Sprecher fragend an, dann ging es wie ein Blitz des Verstehens über seine Züge.

„Du hast dein Wort verpfändet, lieber Welf? Ich ahne wohl, was dich dazu getrieben und halte es als Freund für meine Pflicht, dich wohlgemeint zu warnen! Wenn mich nicht alles trügt, dann treibt die Hoffnung auf Befriedigung heißer Wünsche dich zu törichtem Beginnen. Glaubst du, daß diese Hoffnung sich erfüllt, selbst wenn das Wagnis dir gelingen sollte?“

Welf hatte erröthend die Augen vor dem Bruder gefenkt, bet mahnend fortfuhr:

„Vielleicht verschwendest du die heiligsten Gefühle deines Herzens, gibst vielleicht dein junges Leben hin für einen Traum, dem ein schmerzliches Erwachen folgen muß. Vor diesem Schicksal möcht ich dich bewahren. Nie wird es der Patrizierstolz des Rats herrn Burkhard Vimburg gestatten, daß sein einzig Töchterlein einen Kriegsknecht freit, selbst wenn er diesem die Freiheit und das Leben verdankt. Bedenk das wohl!“

„Ich habe es bedacht!“ erwiderte Welf leise. „Weil du mit scharfem Blick erkannt hast, was mein Innerstes durchbebt, so will ich offen dir Vertrauen schenken. Ja — ich liebe Herrn Burkhard's Tochter heiß und inniglich und kenne keine größere Seligkeit als ihre Nähe! Und hoffnungslos ist meines Herzens Neigung nicht, das hat Gerlinde mir in ihrem ganzen Wesen seit gestern kundgetan. Wohl weiß ich, daß der Unterschied des Standes wie eine ungeheure Kluft mich von ihr trennt, doch zage ich deswegen nicht! Der Kraftbewußte darf selbst nach den höchsten Zielen streben!“

Wieder umspielte die Lippen des Bruders ein trauriges Lächeln, als er entgegnete: „Ich will dir deine frohe Zuversicht nicht rauben, Freund — das eine nur geb' ich dir zu bedenken! Der Frauen Herze ist ein wetterwendig Ding, das seine Gunst je nach dem Zeitenlauf verschenkt. Ist auch Herrn Burkhard's Tochter gegenwärtig dir gewogen, zur Zeit, in der sie dich und deine Hilfe braucht — glaubst du, daß sie auch dann ein tieferes Gefühl dir entgegen bringt, wenn sie der Sorgen ledig ist? Und wann sie selbst so festen Sinnes wäre und niemals von dir lassen wollte, selbst gegen Wunsch und Willen ihrer stolzen Sippe — willst du dann ihre Liebesleidenschaft benutzen und dich als Unwillkommener, mit schlecht verhehlter Abneigung Angesehener zwischen Kind und Vater drängen?“

„Darüber hab' ich noch nicht nachgedenken und sinne nicht darüber nach!“ erwiderte Welf lebhaft. „Angstliches Grübeln und Erwägen über das was kommen könnte, ist nicht meine Art! Ich traue meinem Sterne und will, trotz allem, was sich mir entgegenstellt, zum mindesten mit allen Mitteln trachten, das höchste

Glück zu erringen, das es hienieden für mich geben kann ich es verstehen, daß dir alle Frauen wankelmüthig weil dir von einer bitteres Leid widerfahren ist; ich diesen Glauben mit dir teilen, und eine innere Stimme zu, daß ich auf meiner Holden festen Sinn, auf ihre bare Treue, fest bauen darf!“

Wie Siegesbewußtsein klang es aus den Worten chers, und es mußte etwas Überzeugendes in denselben denn Bruder Volkter's Mienen hellten sich auf, als er

„Der liebe Gott und seine Heiligen, sie mögen du an deinem Glauben niemals irre wirst! Von ganz wünsche ich dir Glück, und wenn ich selbst dir eine kann, so steh' ich dir mit ganzer Kraft zur Seite. meinen Rat — so laß mich hören, wie ich dir raten

„Vielleicht wirst du mich einen Narren schelten, sage, was ich beginnen will. Doch bin ich fest entschlossen, wagen, und wenn das Glück mir hold ist, geht alles was guten Ende. Sobald der Reitende, den ich nach Frankfurt zurückgeführt ist und mir aus meinem väterlichen verschiedene Dinge überbracht hat, die mir zu meinem sind, dann wandere ich nach der Ebersburg!“

Als habe er nicht recht gehört, sah Bruder Volker zweifelnd an und fragte:

„Du willst dich in des Löwen Höhle wagen — du gehst

„Allein und ohne Waffen! Vorher jedoch muß ich mit vielem sein, was mir zu wissen not. Du kennst die bis in den letzten Winkel; ein jeder Weg und Steg in ist dir vertraut, nicht minder weißt du mir die Ritter Genossen genau zu schildern. Von ihrem Leben und von dem, was jemals auf der Burg geschehen, kann mir Kunde geben. Dies alles begehre ich zu wissen.“

„Zu welchem Ende aber, Freund?“ fragte der wundert.

„Wohl vermag ich es, wie wohl kein zweites schildern, was die Ebersburg betrifft, verweilte ich als als Jüngling doch fast jeden Tag in ihren Mauern. dies deinen Zwecken dienlich sein soll, vermag ich nicht

„Vernehme denn, was ich in Schilder führe!“ erwiderte und seinen Schemel näher rüdend, begann er mit

Stimme auf den Freund einzusprechen. Lange und Es mußten wohl abenteuerliche Pläne sein, die er denn mehrmals schüttelte Bruder Volker bedenklich und machte Einwände, die aber alle von Welf wortlos legt wurden. Und je länger dieser redete, desto mehr hörte der Freund zu; die Verwegenheit des Vorhabens ihn zu begeistern, und sich erhebend sagte er schließlich

„Wenna nicht ein unvorhergesehenes Mißgeschick so könnte dir fürwahr der kühne Plan gelingen. Glück Welf! Dem Mutigen hilft Gott! Was ich dir raten kann, das soll geschehen!“

4. Auf der Ebersburg.

Auf der Ebersburg ging es hoch her. Hatte sich dem Überfall des Frankfurter Warenzuges gemachte so reichhaltig und mannigfach erwiesen, daß die Ritter Weile lang herrlich und in Freuden leben konnten. In der großen Anzahl Ballen Leinengespinnstes und wollenen war den adeligen Räubern eine Menge seiner Webstoffe Baldelin, Zindel, Seide und Samt — in die Hände sowie einige Fässer und Tonnen der schon in damals ganz Deutschland berühmten Frankfurter Fleischwaren — alles Dinge, die Herr Burkhard Vimburg mit Gewinn veräußern und gegen andere Waren, Rauchwerk, eintauchen wollte. Nicht zu vergessen die Tonnen edlen Rheinweins, welcher den Hauptteil ausgemacht hatte, und der jetzt dazu dienen mußte, alltäglichen Gelagen das Gelingen des Handstreichs lichen. Da war es kein Wunder, daß Herren und Ritter lang nicht aus dem Laumel herauskamen, und daß viele Gäste auf der Burg einsaßen — Schnapphähne und ritter von den Burgen im Umkreis, die, wie die Bienen sofort nach dem Überfall gewittert hatten, daß auf der Überfluß herrschte, und daß es daselbst freie Zechen gab, auch nicht mit überströmender Freude, so wurde die rohern doch willig Gastfreundschaft von den Herren der gewährt, denn diese waren auf die Hilfe der Spießges wiesen, wenn es sich um eine größere Unternehmung streitbaren Fürst von Fulda handelte, dessen statt Ebersburger im vorigen Herbst gespürt hatten, ohne Schaden klug geworden zu sein. Vielmehr war es einmaligen Niederlage ihr glühendes Bestreben, die zuwecken, zu welchem Zwecke sie die Ritterschaft des kreises gegen die Abtei aufgewiegelt hatten, so daß die die Veranlasser der ausgebrochenen Fehden waren.

...ählbarkeit gelungen war, trugen sie auch kein Bedenken im vorigen Herbst beschworenen Frieden zu brechen. Sie trafen auf die Seite der Feinde der Abtei zu stellen, deren Zahl es erhoffen ließ, daß es endlich gelingen werde, die unbequemere werdende Macht des kriegerischen Abtes zu überwinden. War dies erst geschehen, dann konnten die edlen Herren, unserer heutigen Begriffe nichts weiter wie gemeine Strauchdiebe waren, ganz nach Belieben das unglückliche Land brandschatzen, ohne befürchten zu müssen, daß ein ihrer ruchlosen Treiben Einhalt gebiete.

Schon seit Wochen, hatten sich auch heute wieder eine große Anzahl mit den Ebersburgern verbündeten Ritter auf dem Marktplatz sammelt, um Kriegspläne zu entwerfen. In dem steinernen Balas des Hauptbaus saßen sie an einer langen Eichenbank, hinter welcher blühende Männer, welchen das Laster auf dem Rücken geschrieben stand. Den besten Eindruck von ihnen machten noch die drei Ebersburger Ritter selbst, besonders der jüngere Heinz von Ebersburg, ein schöner Mann, der in seinem Benehmen etwas Gemessenes zeigte und, anstatt in das Gespräch zum Teil schon trunkenen Zechgenossen einzustimmen, sich zurückhielt und manchmal wie mißbilligend den Kopf schüttelte.

Die beiden älteren Brüder Albrecht und Hermann, ausgewachsene Männer von derbem Aussehen, schienen sich überfallen an dem fröhlichen Treiben zu finden, denn fortwährend riefen sie die Gäste mit derben Scherzworten zum Lachen auf und stimmten laut in den Jubel ein, wenn einer der bevorstehenden Fehde zu vollführenden Helden-Thaten aufzureden wurde. Wenn die Ritter nur einen Bruchteil der Kraft und Stärke in dem Kampfe bewiesen, deren Namen hinter dem Becher rühmten, dann stand es um die Ehre des gemeinsamen Feindes schlimm; daß dieser schließlich unterliegen müsse, schien allen eine ausgemachte Sache zu sein, und wieder begannen sie schon miteinander darüber zu sprechen, in welcher Weise der Preis des Sieges zu verteilen sei. Einer der Zecher, ein Mann mit braunrotem Gesicht und einem Schnauzbart, tat sich bei diesen Prahlereien hervor, mit dröhnender Stimme und wildrollenden Augen seine Stärke und die Tapferkeit seiner Knechte pries und sich allein an der Spitze der Seinigen mit der Streitmacht der Abtei aufzumehmen. Eben hatte er wieder mit der Hand den Tisch geschlagen und gerufen:

„Teufel soll mich holen, wenn ich den Fingerhut (Spottwort des Abtes Bertold von Leibholz) nicht lebendig fange! Ich habe die Lust am Waffenhandwerk vertreiben und ihm eine neue Richtung geben, daß ihm die Ohren gellen. Baumeln muß ich mich erscheinen, so wahr ich Gise von Steinau heiße!“

Die anderen Zecher schienen von diesen Versicherungen sehr überzeugt zu sein, denn mit vielstimmigen Klängen sahen sie ihn an und zuckten die Achseln, als hegten sie Zweifel am Mannesmut des Sprechers. Aber das Antlitz des Heinz von Ebersburg flog sogar ein geringschätziges Lächeln, und mit dem höchsten Gebärde schien er Herrn Gise Schweigen zu gebieten zu wollen. Das reizte aber diesen zum Zorn, und er erhob sich, brüllte er über den Tisch hinweg:

„Hörst du mir etwa nicht, Heinz Ebersburg, und wähest du nicht zuwege, den Fingerhut zu fassen?“

Er machte Heinz von Ebersburg eine abweisende Geste und entgegnete trocken: „Spar deine großen Worte, Gise, ich will lieber Taten von dir sehen!“

„Ich willst du damit sagen?“ fuhr Herr Gise von Steinau auf.

„Du ein Maulheld bist, der besser schweigen sollte, anstatt die schändliche That zu rühmen! Mit Prahlereien schlägt man den Feind!“

„Und Teufel — das wagst du mir zu bieten — mir, vor dem Namen der ganze Gau erzittert?“

„Gittert vor dir? Alte Weiber und arme Bäuerlein, die sich wehren können, wenn du ihnen das letzte Rind aus dem Stall holst — doch eines mannhaften Gegners Schrecken kennen sie nicht!“

„Nur merkwürdig, daß diese in bitterem Hohn ausgestoßenen Worte nicht noch mehr reizten, sondern eher eine beschwichtigende Wirkung auf Herrn Gise ausübten. Mit einer Miene, die ihm eine unverdiente Kränkung widerfahren, erwiderte er die beiden anderen Ebersburger wendend:

„Wann ist es denn Brauch hier auf der Ebersburg, daß ein Gast mit schändlichen Worten kränkt? Ihr duldet, daß mir von eurem Bruder widerfährt?“

„Doch nicht jedes Wortlein so genau, Gise!“ erwiderte der älteste der Ebersburger, und der zweite fügte hinzu: „Was hat es der Heinz gewißlich nicht gemeint! Nicht Heinz?“

„Ist es ein Schimpf, wenn ich die Wahrheit sag?“ fiel der Gefragte heftig ein. „Dem Gise liegt es noch bei mir im Saal vom Treppen an der Nidda her! Da hat er mich mit seinen Meisigen im Augenblick der höchsten Not verlassen — ist feig entwichen vor dem Madenzeller, so daß ich um ein Haar verloren war!“

Gise von Steinau wollte wieder auffahren, doch Albrecht von Ebersburg, der sich erhoben hatte, schnitt ihm mit einer beschwichtigenden Handbewegung das Wort ab und rief:

„Laßt endlich doch die alten Geschichten begraben sein! Wir sind hierhergekommen, um den Beginn der Fehde zu beraten, doch nicht, um Streit und Hader zu beginnen. Nur Einigkeit macht stark! Spül deinen Groll mit einem Becher Wein hinab, Freund Gise, und erzähl' uns eine von deinen seltsamen Geschichten!“

„So recht — der Gise soll erzählen; dazu hat er das Zeug! Trägt immer einen Sack voll Jagdgeschichten nach! Erzähl' uns, Gise, wie du damals den großen Bären in dem Sack fingst!“

So schrien die Zecher lachend durcheinander und erhoben die Becher, um Herrn Gise zuzutrinken. Dieser hatte sich mit unwilligem Gebrumme wieder niedergelassen und warf giftige Blicke nach Heinz von Ebersburg. Besondere Lust zum Erzählen schien er nicht zu haben, denn auf alles Drängen erwiderte er schließlich mürrisch:

„Laßt mich in Ruhe — habe keine Lust! Ihr glaubt ja doch nicht, was ich euch erzähle, und lacht mich aus! Wenn's auch die reinste Wahrheit ist, so nennt ihr doch mich einen Lugschüppel!“

„Beileibe nicht, Freund Gise — wir glauben dir es zweimal!“ wurde ihm von einem der Ritter entgegnet. „Das weiß man doch, daß du nicht lügen kannst! Freich, lege los! Wie ging es zu auf jener Bärenjagd?“

„Wenn ihr es mit Gewalt denn wissen wollt, so höret zu, und wer's nicht glaubt, der mag es bleiben lassen. Deswegen ist's nicht minder wahr — so wahr, wie ich den Becher hier auf einen Zug jetzt leere.“

Herr Gise setzte den geleerten Becher auf den Tisch, lehnte sich in seinem Sessel zurück und sah mit verschwommenen Augen in die Kreise umher. Dann begann er:

„Ein lustig Stücklein war's, wie ich den Bären damals fing. Das Antier hauste an der steinernen Wand, tief im Gebirg, in einer Höhle, wo ihm weder mit dem Speiß noch mit den Rüden beizukommen war. Allnächtlich zog der zottige Gesell auf Raub hinaus und würgte Lamm und Kind in Stall und Pferch, so daß er zum Schrecken aller Dörfer im Umkreis ward. Oft trachtete ich, mit der Meute ihn zu stellen, doch stets umsonst — der Schlaue wußte jedesmal mir zu entriemen. Da beschloß ich, ihn mit List zu pressen. Auf eine lotrecht steile Felsenwand ließ ich ein Brett von meinen Knechten legen, dergestalt, daß das eine Ende frei über die Tiefe ragte. Dies Ende war mit Honig dick bestreichen, und unten an dem Felsen, da hatt' ich einen weiten Sack gespannt. Ihr wißt ja, wie die Bären den Honig lieben; der süße Duft lockt sie aus weiten Fernen herbei. Nun gut — ich lag noch keine Stunde auf der Lauer, da trottete der Meister Pech heran und schnupperte begierig nach dem Köder. Erst schien er nicht zu trauen und windete nach allen Seiten, dann trat er langsam auf das Bord, und was nunmehr geschah, könnt ihr euch denken. Zäh schnellte das Brett empor, und kopfüber purzelte der Bär in meinen Sack — es war zum Lachen! Rasch sprang ich dann hinzu und hab' den Sack mit einem Strick fest zugebunden. Ganz einfach fängt man so mit Listen einen Bären!“

Siegesbewußt sah der Erzähler in die Kreise der Zecher umher, die in schallendes Gelächter ausgebrochen waren und ihm zuriefen:

„Brav, Bärenfänger! Du bist fürwahr ein Teufelstertel, Freund Gise!“

(Fortsetzung folgt.)

Heimgesunden.

Von E. Fries.

(Nachdruck verboten.)

„Ganz unverständlich ist mir Böhmer“, sagte Herr Wiener-Paulinenaue zu seinem Nachbar. Die Herren hatten erst soeben an ihrem stammtisch Platz genommen.

„Ja, nicht wahr? Es ist mir auch aufgefallen, wie farblos seine Rede, auf die wir doch so große Hoffnungen setzten, gehalten war“, erwiderte Herr Struwe-Engersburg.

Andere mischten sich ein. Im Augenblick war Herr Böhmer das Tischgespräch der kleinen Tafelrunde, die sich nach einer Sitzung der Zechen- und Güttenbesitzer bei Marbach zum Mittagessen zusammengesunden hatte.

„Seine Frau soll krank sein“, wußte einer der Herren.

„Aber doch wohl nicht ernstlich?“ fragte ein anderer.

„Dort kommt er selbst“, sagte Schulze-Hattenheim, der den Eckplatz hatte und das ganze Lokal übersehen konnte. „Man könnte ihn fragen“, fügte er, da er mit Böhmer befreundet war, mit einer gewissen Unsicherheit im Ton hinzu.

Der angesehenere, Volkswirtschaftler kam mit einem seltsam leeren Lächeln um den Mund näher. Keiner seiner intimen Bekannten wagte sich an ihn heran. Er ging höflich grüßend vorüber. Als er außer Hörweite war, sagte der Abgeordnete Reichmann, der allgemein für einen Dichter galt: „Der Mann sah ja aus, als ob alles vor ihm ver-
sänke... Haben Sie nicht den Ausdruck in den Augen gesehen? Als ob er am Abgrund stünde! Ich sollte mich gar nicht wundern, wenn—“

Es blieb unklar, was ihn nicht wundern würde. Jedenfalls tat er sich später viel darauf zugut, als bekannt wurde, daß leichtsinnige Spekulationen

seines Sohnes den Hüttenbesitzer Böhmer fast um seinen ganzen Wohlstand gebracht hatten. Gerade in den Tagen, als Böhmer die große Rede im Verein halten sollte, um seinen Vorschlägen über die Kohlenversorgung des Reiches im Kriegsfall Geltung zu verschaffen, brachen die Mißposten über ihn herein.

Der Schluß war, daß er den Sohn verließ. Das hatte die Mutter auf das Krankenbett geworfen, und es war nur zu begreiflich, daß unter solchen Verhältnissen selbst die eiserne Selbstsucht des ernstesten Mannes keine rednerische Meisterleistung zuwege brachte, wie sie die Umstände von ihm heischten.

Längst hatte er die Scharte ausgeweht. Die neue Vorlage über die Tarifiermäßigung hatte zum großen Teil seiner Ver-

Die Geschäfte des Vereins hatte er mit dem Geiste, das man an ihm von jeher bewunderte. In den Vorbereitungen und in den Verhandlungen mit den andern Parteien Böhmer stets sein gewohntes organisatorisches Talent bewiesen, immer mit demselben tiefen Ernst, demselben Unglück mit gar nicht



Das königliche Schloß in Bukarest, in dem der entscheidende Kronrat über den rumänischen Trennbruch unter dem Vorsitz des Königs Ferdinand stattfand.

lungen war, davon konnte sich wohl niemand ein Bild machen, selbst seine Frau nicht, die in ihrer Weise gewiß nicht litt als er. Sie empfanden beide, daß es für sie nur eine Trösterin gab — Arbeit. Kopfweh, das sie sich hinein, und wirklich gelang es ihnen zuweilen, die bohrenden Kummer vorübergehend zu betäuben.

Der, dem all diese Sorgen galten, war nicht so leicht von seiner Heimat fort gewesen, wie die Eltern sich vorstellten, als er die Reise begann. Fürgen von Böhmer war auch nicht so leicht zu bewegen wie sein Vater in seiner gerechten Entrüstung glaubte, ins Unglück gekommen, wie schon so mancher vor ihm. Die Gesellschaft hatte sich an ihn herangedrängt, und er, das Kind des Reichthums, hatte sich nur zu willig in den Strömungen ziehen lassen. Als ihm die Augen aufgingen, war es

Er empfand, daß er nicht wieder als Offizier eintreten könnte, daß er unter so traurigen Umständen nicht bleiben mußte. So meldete er sich als Kriegsfreiwilligem Regiment an der Grenze.

Man erkannte gar bald seinen Ernst, seinen Eifer und vor allem seine Vertrautheit mit militärischen Dingen. Nach kurzer Frist schon war er Unteroffizier, dann Bataillonswachtmeister. Ganz allmählich kehrte ihm Mut und Selbstvertrauen wieder. Wenn er nun den Eltern zeigen konnte, daß er doch nicht ganz schlecht war! Jauchzend hätte er sich in die Arme stürzen mögen, um mit seinem Herzblut seine tiefen Wunden zu versiegeln. Aber es war, als wäre er gefeit. In den großen Schlachten in Belgien war seine Batterie wiederholt stark mit-



Palazzo Venezia in Rom,

der Sitz der österr.-ungarischen Gesandtschaft am päpstlichen Stuhl, wurde von der italienischen Regierung enteignet.

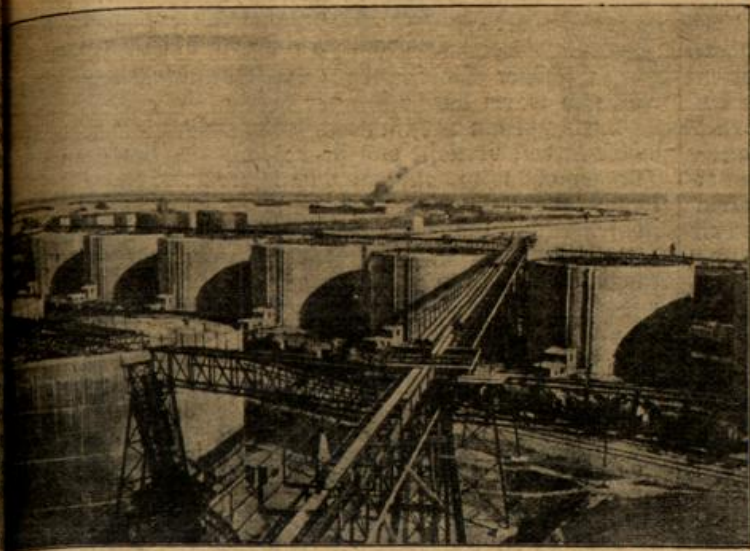
mittelung ihre schnelle Erledigung zu danken, von kleineren, darum aber nicht weniger wichtigen Sachen ganz zu schweigen. Nur im persönlichen Verkehr machte sich eine Veränderung bemerkbar. Er zog sich noch mehr als sonst in sich selbst zurück. Die andauernde Krankheit seiner Frau gab den besten Grund ab, alle Geselligkeiten zu meiden. Nie wäre es einem Menschen, auch dem besten Freunde nicht, gelungen, ihm eine Auserung über den tiefen Kummer, der auf ihm und seinem Hause lastete, zu entlocken. Man wußte nur, daß der Sohn den bunten Rod hatte auszuziehen und außer Landes gehen müssen.

Allmählich wandte sich das Interesse neuen Ereignissen zu. Nur als der Krieg begann, wurde hier und da die Frage erörtert, ob wohl der junge Böhmer auch mitgehen würde. Niemand wußte Bescheid. Niemand wagte den Vater zu fragen.



König Konstantin I. von Griechenland

in Belgien war seine Batterie wiederholt stark mit-



Proletenbrücke im rumänischen Hafen Constanza, den unsere Flugzeuge mit Bomben belegten. Phot. B. J. G.

denken, weit war der Weg! — Eine Patrouille kam aus der Richtung, die sie einschlagen sollten, Böhmer und seinen Leuten entgegen. Ja, die Brücke sei noch frei, sie wollten jetzt ihre Truppe heranholen, erklärten sie auf Befragen. Einen Augenblick überlegte Böhmer, dann entschloß er sich, die Brücke sofort zu besetzen und so lange zu halten, bis Verstärkungen durch die zurückkehrenden Kameraden herangeholt wären. Er empfahl ihnen dringende Eile und setzte seinen Weg fort. Nicht lange, da schwang sich dicht vor ihm die Brücke über den schimmernden Fluß, der wie Silber in den Sonnenstrahlen aufglänzte. — Aber — was war das? Deutlich zeichneten sich die Gestalten feindlicher Reiter gegen den hellen Himmel. Es war kein Zweifel, sie waren ihm zuvorgekommen und hatten die Brücke in Besitz genommen! Nur schnelles Handeln konnte helfen. Umkehr wäre sicherer Tod gewesen — also mutig drauf los!



Graf Czernin, der bisherige österreich.-ungarische Gesandte in Bukarest.

nur ihn, der so gerne sein junges Leben geopfert hätte, jede Kugel zu meiden. Längst hatte er das Eisene Kreuz der Klasse. Als ihm auch das erste Klasse verliehen wurde, sein Vater, der die Liste durchsah. Sollte Jürgen? Ach nein, er dachte sich solchen Hoffnungen hin! Außerdem — sein Junge war Leutnant gewesen und würde jetzt im Kriege seinen Zweifel wieder als Leutnant einbringen. Dann würde er doch einmal Nachricht gegeben haben! Der Jürgen von Böhmer hatte es sich auf den Kopf gesetzt, entweder seinen Namen zu Ehren zu bringen, oder seine Eltern nie wieder von ihm hören. — „Schöner Tag ist in der Welt, als wer den Feind erschlagen“, so sang und es unaußhörlich in seiner Seele. Das hatte für ihn noch eine weit tiefere Bedeutung als für die andern, die nur sterben wollten für das Vaterland. Er wollte fürs Vaterland sterben, um für die Eltern zu leben!



Freiherr von dem Busche-Haddenhausen, der bisherige deutsche Geschäftsträger in Bukarest.

Ked forderte der junge Führer die Besetzung auf, sich zu ergeben. Die überraschten Feinde mußten annehmen, daß Jürgen einen größeren Truppenteil hinter sich habe. — Nachher, als sie sahen, daß sie sich hatten überlisten lassen, schossen sie wütende Blide auf Jürgen von Böhmer. Der befand sich in hoher Erregung, die von Minute zu Minute wuchs. Wenn nur die Patrouille von vorn für schnelle Verstärkung sorgte!



Der neue Emmichbrunnen in Hamburg.

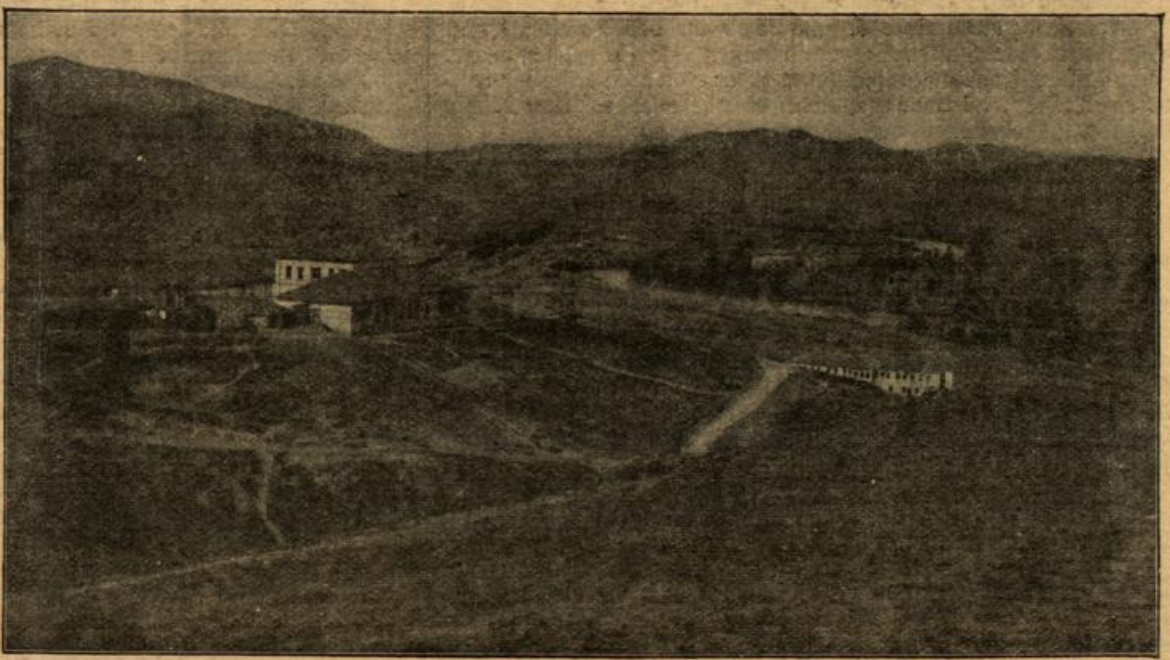


Lieutenant Major Wilhelm Begegny. (Mit Text.)

Patrouille zu erfunden, die Brücke vor D. von den Feinden besetzt sei. — Gewollt ritt er an der Spitze seiner Schar zwischen den Feinden. Es war ein wunderliches Bild, wie die Nebel durch die leuchtenden Strahlen der Sonne zerflatterten. Wie eine Verheißung schien es: „Nur dich kann noch alles retten!“ — Jürgen von dem Busche hob den Kopf wie in dem Siegesbewußtsein. Er hob noch diesen Druck auf sich loswerden, einmal die Hand der Mutter — ach, nur nicht daran

Durch graue Nebelschleier hob sich die Sonne wie ein blutroter Ball aus dem Meere empor, als Jürgen von Böhmer den Auftrag erhielt, mit

Er zog die Uhr und rechnete nach? Eine ganze Weile konnte es noch dauern. Sein Herz schlug wie ein Hammer. Kam der feindliche Nachschub eher heran, so war er mit seinen Leuten verloren. Er biß die Zähne zusammen: Nur



Das Strumatal südlich von Doiran, der Schauplatz der Kämpfe zwischen bulgarischen und serbischen Truppen.

nicht in Gefangenschaft geraten! Dann ade, ihr Träume von der Rückkehr in das Vaterhaus!

Jeder Nerv spannte sich: Hörte er nicht das Stampfen näherkommender Soldaten? Nein, es mußte eine Täuschung gewesen sein. Und da — doch wieder — waren es die Seinen oder die Feinde? Jürgen von Böhmer hielt es nicht länger aus, er schickte einen von seinen wenigen Leuten zurück, daß er die Nachkommenden zu höchster Eile ansporne. Als er sich umdrehte, sah er in der Ferne feindliche Truppen sich nähern. Alles Blut drängte ihm zum Herzen. Er durchlebte furchtbare Minuten. Der Weg, den die Deutschen kommen mußten, führte so durch Dünen und Wald, daß er sie erst würde sehen können, wenn sie dicht vor ihm wären. Wehe aber, wenn sie zu spät kamen!

Finster starrten seine Blicke, sein Antlitz war bleich vor Aufregung. Ihm durfte es nicht geschehen, daß er zur Untätigkeit in Feindesland verdammt wurde, denn ihm ging es um mehr als Leben oder Tod, Ruhm oder Ehre!

Seine Hände krampften sich. „Lieber Gott, hilf!“ murmelten seine Lippen. Schon waren die Feinde ganz nah, in wenigen Minuten mußte sein Schicksal sich entscheiden. Da, im Augenblick der höchsten Not kam etwas um die Biegung. — Gott sei gelobt — es waren deutsche Soldaten! Im Handumdrehen war ein Gefecht im Gange, auf beiden Seiten wurde mit Erbitterung gekämpft, aber als die Sonne glüht im Meere versank, hatten die Deutschen die Brücke erobert.

Jürgen von Böhmer war schwer verwundet. Wie ein Gnadengeschenk empfand er seine Schmerzen und seine tödliche Schwäche. Mit keinem Gedanken kam ihm der Wunsch, leben zu wollen. Nach einigen Tagen bat er die Schwester, die ihn pflegte, seinen Vater im Falle seines Todes zu benachrichtigen. „Schreiben Sie ihm, ich sei ganz glücklich gewesen, daß ich gut machen durfte“, sagte er und eine Träne schlich ihm über die eingesunkene Wange. Und dann ganz leise: „Und grüßen Sie meine Mutter —“

Schwester Erika hielt es für richtiger, den Tod ihres Pfleglings nicht abzuwarten. Der arme Junge verging vor Heimweh, und an ihr sollte es nicht liegen, wenn er seine Eltern nicht mehr wieder sah. Den ersten freien Augenblick benutzte sie zu einem Brief an den großen Gütenbesitzer, der ihr dem Namen nach längst bekannt war. Aber sie beschränkte sich nicht auf die wenigen Angaben, die der Schwertrankte ihr gemacht hatte, sondern sie fügte aus ihrem eigenen Antriebe noch mancherlei hinzu. Daß er das Eisene Kreuz erster und zweiter Klasse habe, und daß er für die letzte Heldentat ohne Zweifel zum Leutnant befördert werden würde und — daß er seine Leiden zwar trage wie ein Held, aber offenbar an unaussprechlicher Sehnsucht nach seiner Mutter franke . . .

Frau von Böhmer hatte in den langen Jahren ihrer Ehe ihren Gatten noch nie weinen sehen. Sie blickte erstaunt von ihrer Zeitung auf, als ein eigentümlicher Ton an ihr Ohr schlug, wie ein unterdrücktes Schluchzen. Auf der Stelle wußte sie, daß es sich nur um Jürgen handeln könne. Alle heiße Angst und die zitternde Sorge ihres Mutterherzens, die sie keiner Menschenseele anvertraut hatte, erhob sich riesengroß. Aber nur einen Augenblick. Dann hatte sie sich wieder in der Gewalt. Sanft legte sie ihre Hand auf die ihres Mannes.

„Was ist dir?“ fragte sie weich.

„Da lies“, antwortete er und schob ihr das Briefblatt hin. Eng hielten die Gatten sich umschlingen, als sie gelesen hatte. Ihre Tränen flossen unaufhaltsam. Aber es waren keine schmerzlichen Tränen, es war vielmehr ein befreiendes Ausströmen lange zurückgehaltener, verborgener Schmerzen.

„Wann reisen wir?“ fragte Frau von Böhmer plötzlich.

Ihr Gatte mußte lächeln. „Wann kannst du?“ fragte er zurück.

„Sofort.“

Sein Lächeln vertiefte sich. So schnell war Allothilde in fünfundzwanzig Jahren noch nicht bereit gewesen. Er mußte ihr ordentlich klarmachen, daß es so rasch, wie sie dachte, in Kriegszeiten gar nicht ginge.

Immerhin öffneten sich dem hochangesehenen Manne willig alle Türen, an die er klopfte, und am dritten Tage, nachdem der Brief der Schwester bei ihnen eingetroffen war, erreichten die Eltern das große Kriegslazarett, in dem ihr Sohn weilte. Ein seltsames Lächeln breitete sich über sein bleiches Antlitz, als er sie erkannte.

„Mutter, kommst du endlich?“ flüsterte er kaum vernehmlich. „Ded' mich zu — willst du? So wie du kann es keiner; mich hat immer gefroren . . .“

Frau von Böhmer nahm die Dede und steckte sie an einer Stelle des Rückens fest, so wie sie es bei dem Knaben vor vielen Jahren in Krankheitsfällen getan hatte. Er sagte nach ihrer Hand und hielt sie fest in der seinen, während er den Kopf zur Seite neigte, um einzuschlafen für immer.

Hausmütterchen.

Humoreske von Paul Bliß. (Nachdruck)

Ein schöner Sommertag. Die Vormittagssonne schied und warm durchs Fenster herein.

Lucie sitzt am Nähtisch und führt emsig die Nadel in die Arbeit vertieft, daß sie erst, als ziemlich energig die Tür gepocht wird, aufsieht und „Herein!“ ruft. Die kommt, Fräulein Meta Bergmann — eine Dame von Jahren, groß und schlank, ein geistvolles, aber ein wenig steifes Gesicht, schnelle, hastige Bewegungen und große Augen. Sie trägt ein modernes Radfahrerkostüm, so wie es die gute Sitte nur gestattet, und paßt aus vollem an einer langen, dicken Ägypter.

„Guten Morgen, Kleine!“ ruft sie etwas von oben reicht Lucie die Hand und fragt spöttelnd: „Na, schon Hausmütterchen?“

Lucie nickt lächelnd und erwidert dann gutmütig: „Mir anders übrig? Ich habe niemand, der mir meine Arbeit abnehmen darf.“

„Ruh“, meinte die andere, „wie das klingt. Kein muß müssen, sagte schon Goethe.“

„Ich glaube es war Lessing.“

„So — na, mir auch recht; jedenfalls ist's ein vernünftiger Ausspruch. Übrigens verstehe ich dich nicht: deine. Et doch wohlhabend genug — weshalb sitztest du denn hier Tag beim Nähzeug?“

„Es macht mir Spaß, zu arbeiten.“

„Zu arbeiten — selbstverständlich! Aber nicht solche. Das war ehemals, heute finden die Töchter aus guten etwas anderes, Wichtigeres, zu tun — wir sind doch moderne Menschen!“

„Ach, liebe Meta, mit dem Wort „modern“ wird sehr sündigt, und es scheint mir beinahe, als brauchtest du bißchen zu oft.“

„Das scheint dir?“ Die Freundin, ein wenig beleidigt laut und schrill auf. „Aber du bist nicht nur nicht modern im höchsten Grade unmodern!“

„Ach, was du sagst!“

„Jawohl, mein Kind, das bist du! Du bist das junge von ehemals, mit züchtigen, verschämten Wangen“, wie so schön sagt.“

„Diesmal war es Schiller!“

„Na, auch gut! Du bist das kleine Vöhlchen, das sich einfangen läßt von dem sogenannten Herrn der Schöpfung immer nicht, immer ja sagt und immer zufrieden ist. Du bist so das Bild der Frau, die seit Jahrhunderten ins Joch und geknechtet ist, nur um den Männern das Leben an zu machen!“ Davon aber, daß das Weib heute ganz anders erstrebt, davon hast du keinen blassen Schimmer! Spiel getrost das Hausmütterchen weiter, du bist ganz an deinem Stande.“

„Na und du? Willst du vielleicht nicht auch mal einen Stand gründen?“

„Vorerst gewiß nicht! Erst will ich das Leben kennen und meine Kraft daran stählen.“

„So, so!“ lächelt Lucie ganz fein.

„Was willst du denn mit deinem „so, so“ sagen? Das ja gar zu geheimnisvoll.“

„Ich, es schien mir, als interessierstest du dich für einen Unsinn! So was gibt's bei mir gar nicht!“ sagt Meta kann aber ein leichtes Erröten nicht ganz verbergen. „Wen meinst du denn eigentlich?“

Ruhig weiternähend, sagt Lucie: „Ich dachte an Meta. Einen Augenblick loht im Gesicht der Freundin ein Blut auf, dann aber bezwingt sie sich und meint ganz leise: „Woher kennst du denn Herrn Wolfram?“

„Aber, das weißt du nicht? Er geht ja schon seit Vierteljahr bei uns aus und ein.“

Jetzt wird die andere immer erstaunter. „Keine hatte ich davon! Übrigens hast du diesmal recht, er ist ein ressanter Mann!“

„Richt wahr?“ sagt Lucie nur, beugt sich aber ganz über ihre Arbeit.

„Und ein so verständiger Mann, so ganz anders als Durchschnittsorte! Gestern traf ich ihn im Frauenverein, da hörte ich zu meiner Freude, daß er für unser das vollste Verständnis hat.“

„Ja, er hat auch Papa von dir erzählt.“

„Wirklich? Ach, liebste Lulu, was hat er denn von dir gesagt? So sprich doch, Luluchen!“

„Aber, liebe Meta, du bist ja ganz erregt; ich denke interessiert dich gar nicht?“

„Ja, aber man hört doch gern mal, was die Menschen denken. So laß doch endlich diese dumme Näharbeit — ganz nervös macht mich das! Komm, laß uns lieber ein wenig plaudern.“

„Nicht, Meta, nein, nein! Die Arbeit eilt — sie muß werden — ich will's dir verraten; es ist der Rest meiner Arbeit.“ Und glücklich lächelnd sieht sie zu der Freundin auf. „Aber wird immer erstaunter; endlich fragt sie kleinlaut: „Ist du denn schon verlobt?“

„Gleich glühend: „Dir kann ich es ja sagen — so gut wie verlobt!“ „Nicht, Meta ganz starr. „Davon ahnte ich ja gar nichts. „Wer ist es denn?“

„Sie schweigt erröthend. In diesem Augenblick tritt Herr Wolfram ins Zimmer. Die Damen zeigen ein freudiges Erstaunen.

„Er, ein stattlicher Mann von dreißig Jahren, mit leichtem Lächeln, begrüßt erst Fräulein Meta, dann Lucie, küßt sie auf die Hand, sagt auch ihr nur freundliche Worte, die Art aber um der Ton, in dem Lucie spricht, verraten der immer erstaunten Freundin mit einem Male, was sie vordem wissen wollte. „Nicht, Meta ganz starr. „Davon ahnte ich ja gar nichts. „Wer ist es denn?“

„Nun kocht all der Groll und Arger auf, und sie nimmt sich vor, ihn zu bezwingen. Mit leichtem Lächeln entgegnet sie: „Nein, Herr Wolfram hat noch kein Mann vertreiben können, aber ich habe zu arbeiten, denn, wie ich weiß, bin ich eine von denen, die den Beweis erbringen will, daß man die Kraft der Männer bald auf allen Gebieten beherrschen kann.“

„Lächelnd meint er: „Sehr nett, wenn wir Männer dann in den Ruhestand versetzt würden.“ „Wollen Sie nicht, ich werde Ihnen beweisen, daß wir Mut haben, daß wir tapfer sind!“

„Nicht lächelnd und sieht sinnend vor sich nieder. „Sie glauben mir wohl nicht, wie?“ ruft sie, immer erregter. „Nun, hoffentlich habe ich bald Gelegenheit, Ihnen zu zeigen, daß ich nicht nur schöne Worte zu machen verstehe!“

„Nicht noch schweigt er, nicht nur immer lächelnd und ruhig.“

„Nicht noch schweigt er, nicht nur immer lächelnd und ruhig.“

„Nicht noch schweigt er, nicht nur immer lächelnd und ruhig.“

„Nicht noch schweigt er, nicht nur immer lächelnd und ruhig.“

„Nicht noch schweigt er, nicht nur immer lächelnd und ruhig.“

Ein Fensterkrieg.

Der König Ludwig XIV. von Frankreich hatte zu seinem Kriegsminister den durch Eigensinn berühmten Louvois ernannt und hielt auch so große Stücke von ihm, daß er ihn

nach Colberts Tod auch zum Leiter der öffentlichen Bauten ernannte. — Bekanntlich liebte es der König, prachtvolle Paläste aufzuführen, und da er gerade für Frau von Maintenon ein neues Lustschloß, Trianon, errichten ließ, welches nach seinem Geschmack zu unbedeutend ausfiel, so ließ er es vor der Vollendung gleich wieder niederreißen und beauftragte Louvois damit, ein würdigeres zu erbauen.

Das geschah. Als aber der König das im Bau befindliche Haus besichtigte, fiel ihm auf, daß eins der Parterrefenster störend gegen die Gesetze der Symmetrie verstieß. Er besah tatsächlich einen scharfen Blick für alles, was in der Beziehung nicht ganz korrekt war, und tat sich viel darauf zugute.

Louvois aber, der an Unfehlbarkeitsdünkel fast noch seinen königlichen Herrn übertraf, wollte sich die Aussetzung nicht gefallen lassen und erklärte das beanstandete Fenster für durchaus richtig. — Dieses ärgerte den Monarchen, der nicht den leisen Widerspruch vertragen konnte, und er beschloß, den Erbauer gewaltsam von seinem Irrtum zu überführen.

Verrierbild.



Wo ist der Jäger?

Er wendete sich nun an den berühmten Lenôtre, den Schöpfer der französischen Gartenbaukunst, der sich eines anerkannt vorzüglichen Geschmacks erfreute, und fragte ihn, wie ihm Trianon gefalle.

Der große „Gartenarchitekt“, wie man damals sagte, „Landschaftsgärtner“, wie man heute sagen würde, behauptete, es noch nicht gesehen zu haben.

Der König beauftragte ihn, sich das Bauwerk anzusehen und besonders auf das Parterrefenster zu achten, das sein Mißfallen erregt hatte. Dabei sprach er sich entrüstet darüber aus, daß Louvois sich nicht einmal von ihm einen Tadel gefallen lasse und ihn schwer beleidigt habe.

Lenôtre kannte den herrschsüchtigen Minister ebenfalls von dieser Seite schon allzu gut. Er war durchaus nicht begierig darauf, ihn sich zum Feinde zu machen, und als sein König ihn tags darauf fragte, ob er sich Trianon angesehen habe, schützte er allzu lange große Überbürdung mit Arbeiten vor, die ihn an der Besichtigung verhindert habe. Da merkte Ludwig, daß der zum Schiedsrichter Aufgerufene es weder mit ihm noch mit dem allmächtigen Hofmanne verderben wollte, und deshalb sein Urteil lieber für sich behielt.

Gerade das aber reizte ihn doppelt. Ohne Umstände befahl er ihm, den folgenden Tag zu einer bestimmten Stunde ihn und Louvois in Trianon zu erwarten.

Demgegenüber konnte Lenôtre nichts tun. Er erschien, wie befohlen, beim Neubau und sah auf den ersten Blick, daß der König im Rechte war. Gleich nach ihm traf auch dieser mit dem Minister ein. Sofort wendete sich Ludwig an den Gartenkünstler mit der Frage, wie er über das bewußte Fenster denke. Lenôtre mühte sich, einer direkten Antwort auszuweichen. Ungeduldig aber befahl ihm der verwöhnte Herrscher, mit Zirkel und Winkelmaß die Lage des Fensters nachzumessen. Louvois murkte zwar vernehmbar über einen solchen Eingriff in seine Machtphäre; Lenôtre aber nahm die befohlenen Messungen vor.

„Nun?“ fragte Ludwig gespannt, als der Gartenarchitekt seine Werkzeuge zusammenklappte. Es half kein Sträuben: die aufgeschriebenen Maße, die dem König übergeben werden mußten, bestätigten, daß dieser mit seiner Ausstellung recht gehabt hatte.

Nun hielt der Monarch mit seinen Empfindungen nicht zurück. Wie ein Sturzbach ergossen sich die bittersten Vorwürfe über den eigensinnigen Leiter der öffentlichen Bauten.

Waren schon die Vorwürfe schlimm genug, so versetzte den der Umstand, daß er sie in Gegenwart der Höflinge, der Bauarbeiter und der Dienerschaft zu hören bekam, in wahnsinnige Wut. Unverzüglich sagte er zu seinen vertrauten Freunden: „Ich bin eines lumpigen Fensters wegen bei dem König in Ungnade gefallen. Zum Glück bin ich ja aber nicht nur Bau-, sondern auch noch Kriegsminister. Was mich retten kann, ist ein Krieg, der ihn von seinen Bauten abzieht und mich unentbehrlich macht. Nun — er soll ihn haben!“

Und er machte seine Drohung wahr. In kurzer Zeit hatte er sein Land in einen Krieg mit Deutschland, England, Holland, Spanien und Savoyen verwickelt, einen Krieg, der von 1688 bis 1697 dauerte, Ströme Menschenbluts verschlang, dem Deutschen Reiche Straßburg kostete, die schmachliche Verwüstung der Pfalz herbeiführte und selbst nach Louvois' Tode noch sechs schreckliche Jahre wütete. Und das alles im letzten Grunde wegen eines nicht ganz symmetrisch angebrachten Fensters! E. D.

Wiegenlied.

Leise die Wiege schaukelt
In dem traulichen Raum,
Und mein Kindchen umgaukelt
Leise ein holder Traum.

Süße, rosige Grübchen
Gräbt er um Wangen und Mund
Meinem schlafenden Bübchen
In der dämmernnden Stund'.

Knospengleich in den Kissen
Liegt es da und es lacht.
Nächt' nur den Traum gern wissen,
Der es so glücklich macht.

Johanna Welschsch.

Unsere Bilder

Das neue Zentraljustizgebäude in Nürnberg. Der Monumentalbau wurde während des Weltkriegs errichtet nach den Plänen des inzwischen verstorbenen Ministerialrates Hugo v. Hoefel in München. Zwischen den oberen Fenstern der Fassade des Mittelbaus stehen in Nischen auf Konsolen die in Kalkstein gemeißelten lebensgroßen Figuren von dreizehn berühmten Rechtsgelehrten und Verfassern rechtswissenschaftlicher Werke, sowie des oströmischen Kaisers Justinian. Die Kosten des großzügigen Bauwerks betragen acht Millionen Mark.

Generalstabsmajor Wilhelm von Zebegny, der älteste Offizier und Generalstabler der I. u. I. Armee, der als 84jähriger zu Kriegsbeginn wieder einrückte, wurde mit dem „Signum laudis“ ausgezeichnet.

Allerlei

Aus der Schule. Lehrer: Lehmann, Sie sind sehr empfindlich, gleich sind sie mit Tränen bei der Hand. Warum weinen Sie denn eigentlich? — Schüler: „Ich fühle mich verlegt, weil Sie mich immer so anherrenken.“ — Lehrer: „Ach papperlapapp! Sie machen's wie das Krotobil, Sie ziehen Ihr Taschentuch heraus und weinen Krotobilstränen.“

Der Komponist Chopin war von einer vornehmen Dame zum Diner eingeladen und wurde nach Tische von ihr gebeten, etwas zu spielen. Der damals schon etwas leidende Meister weigerte sich zuerst, dann nahm er vor dem Piano Platz und spielte eine reizende, aber sehr kurze Einleitung. — Die Dame des Hauses war ganz entzückt und bedauerte nur, daß das Stück so kurz sei. Da faltete Chopin die Hände, blickte die Dame stehend an und meinte dann: „Ach, ich habe ja auch so wenig gegessen!“

Der Kritiker wider Willen. Der französische Schriftsteller Jean François Marmontel (1723—1799), dessen „Moralische Erzählungen“ (Contes moraux) noch heute viel gelesen werden, hatte als literarischer Anfänger, wie natürlich, manchen Mißerfolg zu verzeichnen. — Namentlich im dramatischen Genre gelang es ihm nur schwer, sich eine Stellung zu schaffen, obgleich er schließlich eine ganz stattliche Anzahl von Trauer-, Sing- und Lustspielen, sowie komischen und ernstern Opern anzuführen vermochte, die es sämtlich zu einem hübschen Erfolge gebracht hatten. So wurde eine seiner Operetten, „Die Guirlande“ mit wenig Beifall aufgenommen. — An einem Abend nun, da das Stück wieder in Szene ging, fuhr der Dichter in einem Mietswagen durch die Stadt Paris. In der Nähe des Schauspielhauses erlitt das Fuhrwerk eine leichte Beschädigung. Aus Anlaß dieses Unfalles rief Marmontel dem Kutscher zu, er möge nicht über den Opernplatz fahren, damit sein Gefährt in dem Gewühle der dort verkehrenden Wagen nicht noch ärger beschädigt werde. Doch der Kutscher, dem sein Fahrgast unbekannt war, meinte gutmütig: „O, es ist nichts zu fürchten, gnädiger Herr! Man gibt heute „Die Guirlande“, da ist es totenstill auf dem Platz, von Gedränge keine Spur, und mit dem Passieren hat's keinen Anstand. He, Lise, hopp!“ — Marmontel machte ein langes Gesicht und steckte einen ziemlichen Teil des Trinkgeldes, welches er dem wackeren Koffe'enter zugedacht hatte, wieder in die Tasche.

Wagdorf und Manteuffel. Der Graf von Wagdorf, Minister des Königs von Polen, wollte seinen Kollegen, den Grafen von Manteuffel, bei Hofe unmissiglich machen, weil die Gunst und die Talente desselben seine Eifersucht erregten. Zu diesem Behufe begab er sich eines Tages an den Hof, versehen mit einer Schrift, welche alle Anklagepunkte gegen Manteuffel enthielt. Er findet diesen selbst im Vorzimmer des Königs, auf den Augenblick harrend, dem Könige seine Aufwartung machen zu dürfen. Während nun die beiden Feinde sich aufs höflichste unterhielten, zieht ein Affe, den August II. zu seinem Vergnügen angeschafft hatte, dem Wagdorf leise und unbemerkt das bewußte Papier aus der Tasche und läßt es zu Boden fallen. Manteuffel sieht es und setzt, nichts Gutes ahnend, gleich den Fuß darauf, bis Wagdorf sich entfernt, um zum Könige zu gehen, und diesem seine Verweisküde vorzulegen. Vergebens aber sucht der Graf seine Papiere, als er nun vor dem Monarchen steht; er wird durch den Verlust derselben so verwirrt, daß er kein Wort hervorbringen vermag und tief

beschämt weggeht. Manteuffel hat indes Zeit genug, mit Ruhe Schuldigungen seines Feindes durchzulesen, um nun von seiner Seite regeln zu treffen, seinen verhassten Nebenbuhler zu vernichten.

Gemeinnütziges

Die Tomaten werden zum großen Teil unreif bleiben, wenn schönen Spätherbsttage des September noch viele Früchte zum Bracht haben. Aber auch die grünen Früchte können verwertet da sie ein ausgezeichnetes Kompott ergeben. Sie werden in dünne geschnitten, ebenso Zitronen, deren Kerne jedoch vorher entfernt sind, dann wird die Masse mit Beigabe von einigen Stücken Zimt im eigenen Saft — ohne Wasserzusatz — weich gekocht, Sieb gedrückt und mit Zucker zu Gelee eingedickt. Dieses wird gefüllt und letztere mit Pergamentpapier verbunden. Auf 1 Liter Tomaten werden 300 Gramm Zucker und eine Zitrone genommen.

Rosentrostständen, die in der lung zurückgeblieben sind, werden jetzige Zeit entspißt, indem der entfernt wird. Sind die Röschen zurück, so kann auch wöchentlich Jauche gedüngt werden. Damit aufgehört werden, sobald die St gebildete Röschen besitzen.

An Kohl- und Krautköpfe außen immer ein paar Blätter blätter bleiben. Das Puzen darf arten. Die Schutzblätter werden dem Verbrachte entfernt.

Zußträge der Kanarienvögel delt man durch Bestreichen der Stellen mit Perubalsam, dem ritus beigemischt wird. Hat die Zehen angegriffen, so sind die mit Leinwand zu umwickeln.

Weiße Woll- und Tuchstücke man sie mit einer Mischung aus len feinem Salz und Startoffeln

Der Geranienrückschnitt da Herbst und Winter erfolgen, da stellen leicht faulen. Sollte hie Zweig abbrechen, so ist die schneidende Stelle mit Holzloz bestäuben. Der Rückschnitt er Frühjahr kurz vor oder nach dem

Trocknung und Lüftung de erreicht man auf dem, Schil schnellsten und besten, wenn die Lufen bis auf den Erdboden ha

Gegen Nasenröte haben sie mit einer fünfprozentigen Mlau gut bewährt. Eine Portion Wa der Lösung getränkt, auf die M

mit Guttaperchaspapier bedeckt und durch eine Binde befestigt, solche Umschläge am besten abends und läßt sie die ganze N



Gemütlich.

Gast: „Warum werfen Sie den andern Herrn denn nicht auch hinaus? Der hat doch noch mehr Lärm gemacht als ich!“
Wirt: „Der hat no net zahlt, mei' Waber!“

Füll-Rätsel.

A	*	.	*	.
H	*	.	*	.
A	*	.	*	.
A	*	.	*	.

Bilderrätsel.



Die leeren Felder in vorstehender Figur sind derart mit Buchstaben auszufüllen, daß in den wagerechten Reihen folgende Wörter entstehen:
1) Ein Monatsname.
2) Ein Musikinstrument.
3) Ein geistiges Getränk.
4) Eine Stadt in Italien.

Nachdem alle Wörter richtig gefunden sind, ergeben die beiden durch die Sternchen markierten Reihen im Zusammenhang gelesen eine Oper Richard Wagners.

W. Spangenberg.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Samondms: Blatte.
Des Zahlenrätsels: Arnheim, Rahm, Nabe, Hera, Etna, M
Des Rätselsprungs: Die Auen blühen, Die Frucht verbir
Die Wangen glühen, Das Leben hit

Alle Rechte vorbehalten.

Beantwortliche Schriftleitung von Ernst Steiffner, gedruckt un gegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.